



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Wilhelm von Humboldt, K. Ph. Moritz

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

langen. Denn natürlich hat auch er eine Synthese des Männlichen und Weiblichen im Auge; er deutet auf solche Synthese besonders gern, wenn er die Begriffe männlich und weiblich im übertragenen Sinn verwertet. Er hätte sich auch gründlich widersprochen, wenn er, der Anwalt der Synthese, in diesem Fall eine Synthese ausschloße. Aber hat nicht Schiller wirklich sich solcher Unfolgerichtigkeit schuldig gemacht? Auch Schillers „Ideal“ verbindet die Gegensätze; dennoch gilt er den Romantikern mit Recht als der willigste Vorkämpfer einer echt und nurweiblichen Frau und eines echt und nurmännlichen Manns.

Schon Wilhelm von Humboldt wick in den beiden Aufsätzen des zweiten und dritten Stücks im ersten Band der „Horen“ 1795 von Schiller ab, allerdings vor dem Erscheinen der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, die durch die Charakteristik des Naiven der Frau die Haltung Schillers am deutlichsten erwies. „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ und „Über die männliche und weibliche Form“ waren sie überschrieben. Humboldt treibt weiter, was in Karl Philipp Moritz' folgenreicher Abhandlung „Über die bildende Nachahmung des Schönen“ (1788) sich ankündigte. Sie ist überhaupt wichtige Voraussetzung aller Versuche, den Unterschied der Geschlechter im übertragenen Sinn zu nutzen und zugleich eine Verknüpfung der Geschlechtseigentümlichkeiten zu erzielen. „Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zueinander, wie Mann und Weib“ heißt es hier (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 31, 24). Das wird in einem Zusammenhang festgestellt, der ein Verknüpfen von Empfindungsvermögen und Bildungskraft fordert. Begründet wird der Anspruch: „Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.“

Schade, daß Fritz Giese in seiner wertvollen Untersuchung „Der romantische Charakter“, in dem ersten Band „Die Entwicklung des Androgynenproblems in der Frühromantik“ (Langensalza 1919), Moritz nicht berücksichtigt. Seine eindringliche Zergliederung der Aufsätze Humboldts (S. 60 ff.) wäre noch gewinnreicher ausgefallen. Humboldt arbeitet mit derselben psychologischen Betrachtungsweise wie Moritz. Und wie er aus dem Physischen die geistigen Unterschiede von Mann und Weib ableitet, vielmehr die physischen Unterschiede geistig deutet, so vertritt er auch Moritz' Wunsch, die Geschlechtsunterschiede auszu-

gleichen, so schneidet er — mit Giese (S. 77) zu reden — auch in schärfster Bestimmtheit das frühromantische Problem des psychischen Geschlechtsunterschieds an und beeindruckt es. Gleich Moriz arbeitet Humboldt mit dem Begriff der Zeugung und entdeckt dessen Wesen im Körperlichen wie im Geistigen. Dem höchsten Genie billigt er zu, männliches und weibliches Genie in sich zur Harmonie zu verschmelzen, wie Mann und Weib zum idealen geschlechtslosen Genie vereint werden sollen.

Geistiges wird im Bild des Geschlechtlichen gesehen, Geistiges durch Geschlechtsvorgänge gedeutet. Hätte Giese nicht Müller ausgeschaltet, er wäre zu der vielleicht grundsätzlichen Übung dieses Brauchs innerhalb der deutschen Romantik vorgeschritten. Müller arbeitet sogar einmal mit einer Auffassung des Zeugungsvorgangs, die weiterführt, was von Moriz und von Humboldt angebahnt worden war, kühner weiterführt als die übrige Romantik. Ich denke an den dritten Abschnitt der „Prolegomena einer Kunstphilosophie“, an den Einwand gegen Fichtes „Naturrecht“, das die Rechte des Manns über die Frau in der Ehe auf die Tätigkeit des Manns und auf die Untätigkeit der Frau im Beischlaf zurückführt. (Allerdings geht Fichte ihm da mit bezeichnendem Beispiel voran. Vgl. oben S. 161.)

Entscheidend wichtig aber bleibt, daß Müller viel stärker den rechten Mann und die rechte Frau betont als Humboldt und als die Romantik, auch das Gefühl, das der rechte Mann in der rechten Frau, die rechte Frau im rechten Mann weckt. Dadurch treten bei ihm alle romantischen Absichten, Frau und Mann einander möglichst gleichzumachen, in den Hintergrund. Müller selbst aber neigt auch diesmal nach der Seite, an der die Ansicht Schillers steht. Er muß von J. Schlegels Gedanken über Mann und Frau folgerichtig am liebsten die, denen es um Bestimmung des eigentlich Weiblichen zu tun ist; nur selten macht er das in der frühromantischen Absicht, dies eigentlich Weibliche zu Übergeschlechtlichem zu steigern. (Noch unbedingter betont Görres den Gegensatz; vgl. Alfred Bäumler zu J. J. Bachofens „Mythus von Orient und Occident“, München 1926 S. CLXXVIII ff.)

Um so vorsichtiger sollte bei Gelegenheit Adam Müllers mit dem Begriff „Androgyn“ gearbeitet werden. Dank Ricarda Huch ist dieser Begriff den Erforschern der deutschen Romantik unentbehrlich geworden, besonders wo von Mann und Weib zu sprechen ist. Ich hatte seinerzeit sofort Bedenken vorgebracht und auf die Tatsache hingewiesen, die von Ricarda Huch selbst angegeben worden war, daß die Androgynenlehre sich nicht in früher Zeit, sondern erst durch